



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in traulicher Gemeinschaft fröhlicher deutscher Künstler und Poeten in Pagano auch sein mag. An den Besuch im Hotel Pagano schloß sich noch ein schöner Spaziergang durch den Ort Capri nach dem Ostende der Insel, wo ein herrlicher Aussichtsplatz unmittelbar über dem Meere und den Faraglioni, zwei schroffen Felsäulen, liegt, die dicht an der Insel grotesk aus der brandenden See emporragen. Man hat hier einen prächtigen Blick über das Meer, sowie nach Anacapri und dem höchsten Gipfel der Insel, dem Monte Solaro hinauf. Voll befriedigt fuhren wir bei ziemlich bewegter See abends nach Neapel zurück. Es wurde während der Fahrt kalt und dunkel, und unheimlich leuchteten die glühenden Lavamassen des Vesuvius zu uns herüber. Abends gegen neun Uhr landeten wir glücklich in Neapel vor unserm Hotel und verabredeten für den nächsten Vormittag $\frac{1}{2}$ 11 Uhr eine Dampferfahrt nach Torre del Annunciata und Pompeji. Damit endete wieder ein reicher, glücklicher, schöner Tag.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

„Bedientenseelen.“ Einige Zeitungen scheinen sich von unserm Artikel „Philisterseelen“ besonders getroffen gefühlt zu haben. Ja eine nationalliberale Zeitung versteigt sich zu der Beteuerung, sie würde eine nüchterne und besonnene Politik immer empfehlen, selbst auf die Gefahr hin, von Bedientenseelen mit dem Ausdruck Philisterseelen beschimpft zu werden. Wir haben sonst keine Veranlassung, uns um einzelne Tagesblätter zu bekümmern, und wir thun dies auch hier nur, weil dieses Blatt nur der Typus einer ganzen Richtung ist, und weil der von ihm in Gänsefüßchen gesetzte Ausdruck „Philisterseelen“ ohne Zweifel auf unsern so überschriebnen Artikel in Nr. 35 der Grenzboten gemünzt ist, den zu widerlegen allerdings kein Versuch gemacht wird, offenbar weil „Bedientenseelen“ eines solchen nicht wert sind. Zwischen „Bedientenseelen“ und „Philisterseelen“ besteht ein Unterschied nicht des Grades, sondern der Art. Nennt man jemand „Philister,“ so ist das zwar kein Lob, aber auch nicht eine Beschimpfung, denn das Wort zielt nur auf einen gewissen Mangel an Einsicht und Weitblick, nicht auf einen Fehler des Charakters, wie denn auch unser Artikel die gute patriotische Gesinnung der gemeinten Blätter gar nicht in Zweifel gezogen, sondern ausdrücklich betont hat. Nennt man aber jemand eine „Bedientenseele,“ so ist das der schlimmste sittliche Vorwurf, der einem Manne gemacht werden kann, denn er zeigt ihn einer niedrigen, knechtischen, also charakterlosen, eines Mannes unwürdigen Gesinnung. Nun „Bedientenseelen“ haben in den Grenzboten niemals ihr Wesen getrieben und treiben es auch heute nicht; die Grenzboten sind von keiner Regierung und, was mehr sagen will, von keiner Partei abhängig, für sie schreiben nur unabhängige, patriotische, selbständig denkende Männer, die auf keine politische Schablone eingeschworen sind, aber allerdings an drei Grundsätzen unter allen Umständen festhalten: sie sind für

die lebendige, persönliche Monarchie, sie sind national, und sie sind christlich. Alles andre kommt für sie erst in zweiter und dritter Reihe.

So viel darüber. Aber was uns von der ganzen Richtung eines guten Teils unsrer Presse trennt, das ist nicht der Gegensatz zwischen Bedientenhaftigkeit und Freimut, das ist vielmehr die Auffassung der kaiserlichen Politik. Nicht als Bedientenseelen treten wir für sie ein, sondern aus Überzeugung, und es ist ein sehr schlechtes Zeugnis für unsre Gegner, wenn sie sich so wenig auf diesen Standpunkt zu versehen vermögen, daß sie die, die ihn vertreten, niedriger Gesinnung verdächtigen. Wir sehen auch in der ganzen chinesischen Politik Deutschlands den Grund zu patriotischer Besorgnis nirgends. An der oder jener Rede mochten manche Leute manches überschwänglich finden; aber was bisher auf Befehl des Kaisers geschehn ist, das war notwendig und richtig. Deutschland hat von allem Anfang an mehr als jede andre Macht betont, daß es auf die Einigkeit aller Mächte gegenüber China ankomme, und hat danach gehandelt; es hat den Gedanken einer Aufteilung Chinas und weiterer Gebietserwerbungen entschieden zurückgewiesen, aber es hat natürlich auch alle militärischen Vorkehrungen getroffen, um dort so stark zu sein, wie es irgend kann. Wo ist da etwas von einer Abenteuerpolitik zu sehen, die mit dem Kopfe durch die Wand rennen will? In der Zurückweisung des alle Welt überraschenden russischen Vorschlags, Peking zu räumen, ist bisher die der Beachtung werthe Presse aller beteiligten Mächte, sind gute Kenner Chinas einig; daß Deutschland, wenn die andern wirklich den Vorschlag annehmen sollten, was in diesem Augenblicke nicht zu erwarten ist, nicht allein in Peking bleiben oder gar allein den Krieg gegen China führen wird, ist doch selbstverständlich; das braucht unsre Tagespresse dem Kaiser und seinem Auswärtigen Amt wahrlich nicht erst warnend vorzuhalten. Aber das ist auch selbstverständlich, daß wir die von allen Mächten proklamierten Ziele: Sühne für die Gewaltthaten in Peking und die Ermordung unsers Gesandten, Aufrichtung einer starken Regierung, Bürgschaften für die Zukunft, im Interesse der gesamten europäischen Zivilisation irgendwie erreichen müssen. Es wäre deshalb besser und patriotischer, wenn unsre Presse darin die Regierung unterstützte, statt furchtsam oder vielmehr „nüchtern“ auf die Gefahren einer Isolierung hinzuweisen, die natürlich niemand wollen kann, und die Möglichkeit eines Gegensatzes zwischen dem Kaiser und seinem Auswärtigen Amte zu konstruieren, für die nicht der Schatten einer Wahrscheinlichkeit spricht. Aber natürlich: Der „Weltmachtkegel“ muß dem Deutschen Reiche gerade so ausgetrieben werden, wie vor vierzig Jahren die Fortschrittspartei der preussischen Politik Bismarcks den „Großmachtkegel“ auszutreiben gedachte; denn auch Bismarck galt damals für abenteuerlich und waghalsig, für einen verwegnen, ja gewissenlosen Spieler. Nun, für ihn waren die Reden in der Kammer Luft und die Zeitungen damals „Druckerchwärze,“ so meisterhaft er sich ihrer auch für seine Zwecke zu bedienen mußte. Wären sie ihm das nicht gewesen, wo ständen wir heute! Auch in ihm aber glühte tiefinnerlich die Begeisterung für seines Volkes Glück und Größe, denn ohne eine solche macht man keine große, am wenigsten eine neue Politik, wie es auch die heutige deutsche ist, so wenig wie — selbstverständlich — ohne weise Mäßigung und nüchterne Berechnung.

Weil das so ist, so werden wir für die kaiserliche Politik nach unsrer Überzeugung eintreten, soweit wir es vermögen, und wir werden der antikaiserlichen Fronde, die in einem Augenblicke, wo es sich um die schwersten Zukunftsfragen handelt, das Mißtrauen gegen den Kaiser pflegt und einen Teil der Nation mit oder ohne Absicht ihm entfremdet, überall auf den Kopf schlagen, wo wir es für der Mühe wert halten.

Wie in Breslau der Staat für Arbeiterwohnungen sorgt. Bezug nehmend auf die Klagen der süddeutschen Fabrikantenfrau über den verderblichen Wirtshausunfug im 20. Heft der Grenzboten und auf den Bericht über die neueste wohnungspolitische Schrift von Vechler und Schäßle im 26. Heft sendet uns Herr Hauptmann a. D. und Guttsbesitzer Moecke ein gedrucktes „Exposé“ der Neuen Breslauer Spar- und Baugenossenschaft, in deren Aufsichtsrat er den Vorsitz hat. Darin wird zunächst gesagt, die Gründer der Genossenschaft seien von der Überzeugung ausgegangen, daß das Wohnungselend der Arbeiter die Hauptursache ihres Aneipenlebens und anderer Übel sei, daß aber auch der Arbeiter in der Wahl seiner Wohnung frei sein wolle, darum die Wohnungsnot nur auf dem Wege genossenschaftlicher Selbsthilfe erfolgreich bekämpft werden könne. Dann wird erzählt, wie es der Genossenschaft mit ihrem Versuch einer Villenanlage für Breslauer Arbeiter ergangen ist. Sie hat in einem durch elektrische Bahn mit der Stadt verbundenen Vorort ein Gelände erworben, eine Straße angelegt und nach erhaltener baupolizeilicher Erlaubnis das erste Haus errichtet. Die Erlaubnis zum Bau des zweiten aber wurde verweigert, weil eine Kolonie zu gründen beabsichtigt werde und deshalb nach § 18 des Gesetzes vom 25. August 1876 zuvor die Gemeinde-, Kirchen- und Schullasten zu regeln seien. Die Gemeinde aber hatte, wie vermutet wird auf höhere Anordnung, ein Statut erlassen, wonach die Bauerlaubnis für Gebäude an neu anzulegenden Straßen nur dann zu geben ist, wenn diese zehn Meter breit mit Granitwürfeln Nr. 4 gepflastert, entwässert und beleuchtet pfandfrei in das Eigentum der Gemeinde aufgelassen worden sind. Der Aufsichtsrat der Baugenossenschaft glaubt bewiesen zu haben, daß seine Villenkolonie keine Kolonie im Sinne des angezogenen Gesetzes sei, und macht außerdem geltend, daß so hohe Anforderungen in andern Breslauer Vororten an die Bauunternehmer nicht gestellt würden, daß mehrere dieser Vororte trotz zahlreicher städtischer Häuser ungepflasterte Straßen hätten, daß es keinen Sinn habe, Arbeitern, die, um wohlfeil zu wohnen, aufs Land ziehen, großstädtischen Straßenluxus aufzunötigen, daß die vorgeschriebne Straßenpflasterung allein 90 000 bis 100 000 Mark kosten würde, und daß demnach jedes der vier- und dreißig geplanten Häuser jährlich 300 bis 400 Mark [?] Verzinsung der Straßencosten und außerdem 150 Mark Schulkosten zu tragen haben würde. Es handle sich aber um Arbeiter, die 1,80 bis 2 Mark Tagelohn verdienen, die also höchstens 30 bis 40 Pfennige täglich auf Wohnungsmiete zurücklegen könnten; damit könnten die wirklichen Anlagelasten verzinnt werden, aber daran, daß die Genossenschaftsmitglieder die von Staat und Gemeinde aufgelegten Mehrkosten zu erschwingen vermöchten, sei gar nicht zu denken, und beharrten die Behörden auf ihren Forderungen, so seien damit die Hoffnung und der Versuch der Genossen, sich aus eigener Kraft menschenwürdige Wohnungen zu schaffen, vereitelt. Diese Vorstellungen nutzten nichts, die Genossenschaft wurde in allen Instanzen abgewiesen, und auch ihr Gesuch um ein $3\frac{1}{2}$ prozentiges Darlehn zur Ausführung des vorgeschriebnen Straßenbaues ist von allen Staats-, Provinz- und Kreisbehörden abschlägig beschieden worden, weil — diesen Grund habe der Dezerent des Eisenbahnfiskus in einer Unterredung eingestanden — die geplante Kolonie der Kolonie Brockau Konkurrenz machen würde. Brockau ist einer der Vorortbahnhöfe, die zur Entlastung des Zentralbahnhofes erweitert worden sind. Diese vom Eisenbahnfiskus angelegte Arbeiter- und Beamtenkolonie ist nun allerdings mit städtischem Pflaster und allem übrigen Zubehör versehen, aber, führt die Genossenschaftsdenkschrift aus, sie ist auch nicht im ländlichen Stile angelegt, „sondern eine ganz nach großstädtischem Muster Haus an Haus gebaute Stadt, wo Gartenanlagen und Raum für Stallungen fehlen. In ihr haben auch weniger Arbeiter als Beamte des Eisenbahnfiskus Aufnahme gefunden, denn die Arbeiter waren trotz Wohnungsgeldzuschüssen nicht imstande, die

dort durch die großstädtischen Einrichtungen verursachten hohen Mieten zu zahlen. Und hätte der Eisenbahnfiskus nicht noch Millionen niedrig verzinslicher Kapitalien in dieses von Haus aus ganz ungesunde Unternehmen gesteckt, so wäre diese für die Umgegend so verhängnisvolle Treibhauspflanze schon längst zu Grunde gegangen, denn auch die Beamten konnten mit ihrem höhern Gehalt und Wohnungsgeldzuschuß allein die Kosten der ihnen aufoktroierten Luxusanlagen nicht tragen.“ Anfangs hätten die Brockauer Häuser gar keine Mieter gefunden. „Erst als sich der Eisenbahnfiskus im Interesse seines gefährdeten Kapitals dazu gezwungen sah — es blieben jahrelang Hunderte von Wohnungen leer stehn —, noch wirksamere Mittel zu ergreifen, Wohnungsgeldzulagen zu bewilligen und Versezungen vorzunehmen, trat eine Wendung ein.“ Es würde uns freuen, wenn dieser Darstellung von zuständiger Seite Unrichtigkeiten nachgewiesen würden.

Was leisten unsre höhern Töchter Schulen? Der Verfasser dieses Artikels in Nummer 31 der Grenzboten hat sicher nicht geglaubt, daß sein scharfer Angriff auf die höhern Mädchenschulen ohne Erwiderung bleiben werde. Die ganze Frage ist heute, wo nicht nur vielen Frauen, sondern auch manchen sonst vernünftigen Männern durch alle möglichen Phrasen von der vollständigen Gleichberechtigung der beiden Geschlechter der Kopf umnebelt ist, wichtig genug, daß sie eingehender erörtert und zu einer guten Lösung gebracht werde. Der Verfasser irrt sich aber, wenn er meint, daß es keinen Direktor einer höhern Mädchenschule gebe, der seinen Angriff nicht mit Entrüstung zurückweise und ihm nicht vorwerfe, er verallgemeinere ungerechtfertigterweise. Es haben in den letzten Jahren schon manche Direktoren dieselben begründeten Klagen erhoben und auch den Weg zur Abhilfe gezeigt, sie sind aber von ihren Amtsgenossen entweder ignoriert oder mit einem mitleidigen Achselzucken bedacht worden, weil sie es gewagt haben, gegen eine dreimal heilige Überlieferung vorzugehen und damit vielleicht der Mädchenschule den Charakter einer höhern Schule zu nehmen. Um nun der höhern Mädchenschule und ihrer Arbeit kein Unrecht zu thun, hätte der Verfasser einige Punkte klarer stellen müssen: 1. Wieviel Schülerinnen hat er überhaupt geprüft? 2. Wieviel verschiedenen Schulen (öffentlichen oder privaten, preußischen oder nichtpreußischen) haben sie angehört? 3. Haben alle die erste Klasse der höhern Mädchenschule auch wirklich durchlaufen? Gerade der letzte Umstand ist besonders wichtig, weil der ganze Lehrplan der höhern Mädchenschule darauf berechnet ist, daß die Schülerinnen sämtliche Massen ganz durchlaufen. Wer z. B. nach dem ersten Vierteljahr die erste Klasse verläßt, der hört von Friedrich dem Großen, der französischen Revolution usw. im pragmatischen Zusammenhang nichts, und von dem „Geschichtsbild“, das der Schülerin vielleicht in der fünften oder vierten Klasse einer preußischen neunklassigen höhern Mädchenschule vorgeführt worden ist, wird wahrscheinlich bis dahin alles verfliegen sein, die berühmte Flöte des Königs und die Tabakspfeife Seidlitzens eingeschlossen. Zimmerhin gebe ich zu, daß auch mit Ausschluß solcher Schülerinnen die Ergebnisse einer Prüfung zwei Jahre nach dem Abgang von der Schule traurig genug sein werden.

Wer trägt die Schuld daran? Zunächst der Lehrplan, und darunter verstehe ich den unter dem 31. Mai 1894 von dem preußischen Kultusministerium veröffentlichten. Dieser fordert Dinge, die meines Erachtens unter den gegebenen Verhältnissen nicht geleistet werden können. Der höhern Mädchenschule stehn für ihre Aufgabe neun Jahre zur Verfügung, ein Jahr mehr als der Volksschule. Mit diesem Mehr von einem Jahr soll sie nicht nur die sämtlichen Aufgaben der Volksschule erledigen, sondern in den meisten Fächern noch viel mehr leisten und außerdem zwei fremde Sprachen so treiben, daß die Schülerin fähig ist, „einen leichtern fran-

zösischen oder englischen Schriftsteller zu verstehen, gesprochenes Englisch und Französisch richtig aufzufassen, und die fremde Sprache in den einfachen Formen des täglichen Verkehrs mündlich wie schriftlich mit einiger Gewandtheit zu gebrauchen“; der fremdsprachige Unterricht soll ferner „den Schülerinnen das Verständnis für die geistige und materielle Kultur, für Leben und Sitte der beiden fremden Völker möglichst erschließen.“ In der ersten Klasse, also mit vierzehn- und fünfzehnjährigen Mädchen, soll Goethes Iphigenie ein Jahr ums andre privatim gelesen werden, in der dritten Klasse mit zwölf- bis dreizehnjährigen Schülerinnen ist die Lehr- aufgabe des Geschichtsunterrichts, den Kindern „die Hauptthatfachen der griechischen und der römischen Geschichte unter Betonung des kulturgeschichtlichen, möglichst durch Anschauung zu vermittelnden Stoffs, besonders der griechischen Kunst im Perikleischen, der römischen Kultur im Augusteischen Zeitalter“ einzuprägen. Und dabei wissen diese Schülerinnen von der griechischen und der römischen Sage und Geschichte fast gar nichts, die Odyssee aber, die hier als Hilfe dienen könnte, wird merkwürdigerweise erst in der folgenden Klasse gelesen. Der Lehrer soll erst noch gefunden werden, der diese und andre ähnliche Aufgaben in der ihm nach dem Lehrplan zur Verfügung stehenden Zeit mit Erfolg lösen kann. Man wendet nun von anderer Seite gegen diese Angriffe auf den Lehrplan ein, die Schülerinnen der höhern Mädchenschulen stammten eben aus Kreisen, die durch ihre Bildung, ihre Häuslichkeit, ihre Lektüre die Schule in so hervorragender Weise unterstützten, daß die höhere Mädchenschule mit dem Mehr von einem Jahr ganz gut die weit über das Maß der Volksschule hinausgehenden Forderungen erfüllen könne. Ich muß das nach meinen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, in Klein- und Großstädten gemachten Erfahrungen ganz entschieden bestreiten. In einigen „exklusiven“ höhern Privatschulen größerer Städte mag man durchweg solche Schülerinnen haben, in den öffentlichen höhern Mädchenschulen wird die Mehrheit der Schülerinnen immer aus den sogenannten bessern Bürgerkreisen stammen, die nicht selten mit der deutschen Sprache in Aussprache und Grammatik auf Kriegsfuß stehn; und mit solchen Schülerinnen muß eben auch im Deutschen erst die Schule alles erarbeiten.

Eine Besserung dieses trostlosen und aufreibenden Zustands der Dinge ist nur möglich, wenn sich die höhere Mädchenschule auf eine fremde Sprache beschränkt*.)

*) Das würde freilich schwer zu machen sein. Welche fremde Sprache soll ausgeschlossen werden? Die französische? Dagegen würde allgemein von den Eltern Protest erhoben werden, und mit Recht. Die englische? Auch das läßt sich gegenwärtig bei der weltumspannenden Verbreitung der englischen Sprache und Litteratur nicht mehr durchführen. Übrigens würden die Privatschulen ruhig fortfahren, in beiden Sprachen zu unterrichten, und dann kämen die öffentlichen höhern Mädchenschulen in eine gefährliche Lage. Keine Kommune würde dieses Experiment mit ihrer höhern Mädchenschule machen. Man sollte in den fremden Sprachen nur keine übertriebenen Forderungen stellen und zufrieden sein, wenn die Mädchen bei ihrem Abgang von der Schule eine ihrem Alter entsprechende französische oder englische Jugendschrift lesen können. Auf der Schule eine mündliche und schriftliche Fertigkeit in einer fremden Sprache erreichen zu wollen, ist ja der reine Humbug. Darüber wird man sich doch endlich klar sein, daß man das wirkliche Sprechen einer fremden Sprache nur im Ausland lernt. Die oft nur auf den äußern Effekt und auf blendendes Paradiesen berechnete Konversationsmethode hat leider den ganzen fremdsprachigen Unterricht auf unsern höhern Schulen nervös und zerfahren gemacht. Die neuen Methodiker gehn von der falschen Voraussetzung aus, daß jedes Schulkind zu einer gewissen Beherrschung der fremden Sprache im Mündlichen und im Schriftlichen gebracht werden könnte. Das ist ein großer und gefährlicher Irrtum. Wer eine fremde Sprache sprechen oder gar in ihr schreiben lernen will, der muß ein ganz besonders eingerichtetes Sprech- und Gehörorgan haben, ein feines Sprachgefühl, scharfen, logischen Verstand und ein gutes Gedächtnis für Sprachformen. Diese Eigenschaften und natürlichen Anlagen hat nicht jeder. Wie kann man also darauf eine allgemeine Lehrmethode gründen! Und dann dieser Unfug mit den schriftlichen Arbeiten in der fremden Sprache! Was soll man dazu sagen, wenn, wie wir aus dem Programm

und in andern Fächern ihre Forderungen herabsetzt. Ob sie damit in den Augen unverständiger Leute den Charakter einer höhern Schule verliert, ist vollständig gleichgültig; vernünftige Leute — und nur diese sollten in so ernstern Fragen eine ausschlaggebende Meinung haben dürfen — haben von jeher geglaubt, daß es besser sei, in wenigen Fächern gründlich Bescheid zu wissen, als an vielen zu naschen und auf diese Weise ungründlich und oberflächlich in jeder Beziehung zu werden. Der Mittelpunkt des Unterrichts auf der höhern Mädchenschule müssen Religion, Deutsch und Heimatkunde, die letzte im weitesten Sinne des Worts, sein. Alles andre ist ganz schön und gut, aber es steht erst an zweiter Stelle, vor allem das Studium der fremden Sprachen. Diese nehmen uns jetzt Luft und Licht, verhindern vor allem die natürliche Entwicklung des deutschen Sprachgefühls und beanspruchen meist den nicht nur verhältnismäßig, sondern absolut größten Teil der Hausarbeit. Auch die neue Methode des Sprachunterrichts ändert an dieser Tatsache nichts.

Ein zweiter Grund der geringen Leistungen der höhern Mädchenschulen liegt in der Beschaffenheit des Lehrkörpers und in der ganzen Stellung dieser Schulgattung im Staatsorganismus (ich habe dabei immer Preußen im Auge, die süddeutschen Staaten sind schon seit Jahrzehnten weiter). „Die bisherige Zusammenstellung des Lehrkörpers der höhern Mädchenschulen aus akademisch und seminarisch gebildeten Lehrern und Lehrerinnen hat sich bewährt,“ so erklärte die Verfügung vom 31. Mai 1894. Ich stimme diesem Urteil bei, wenn auch die Bunttheit des Lehrkörpers im Vergleich zu dem einer höhern Knabenschule etwas groß ist; denn wir haben akademisch gebildete Lehrer, seminarisch gebildete Lehrer mit und ohne Mittelschullehrerprüfung, mit und ohne Rektoratsprüfung, einfache Lehrerinnen und solche mit Oberlehrerinnenzeugnis, an manchen Schulen vielleicht auch Lehrerinnen, die nur die Prüfung für Sprachlehrerinnen oder für Handarbeit oder für Turnen bestanden haben. Immerhin läßt sich mit einem so verschiedenartig zusammengesetzten Kollegium arbeiten, und es wäre ganz verkehrt, von vornherein eine dieser ver-

einer großstädtischen Schule sehen, die Schülerinnen einer Klasse nicht weniger als sechzig, sage sechzig korrigierte und zensierte französische schriftliche Arbeiten anfertigen müssen, und das in einem Schuljahr mit vierzig Schulwochen! Für solche pädagogische Verirrung eines Direktors giebt es gar keine Entschuldigung. Die französische oder die englische Sprache wird man nicht mehr aus der höhern Mädchenschule beseitigen können, aber die öde Konversationsfexerei in überfüllten Klassen und die nervöse Schreibwut muß unter allen Umständen wieder verschwinden.

Wenn sich gegenwärtig eine große Unzufriedenheit mit der höhern Mädchenschule und mit der von manchem Führer sehr subjektiv und reklamehaft betriebenen Agitation zeigt, so liegt das nicht bloß an den falschen Zielen und den falschen Methoden, sondern auch an dem unglücklichen Ehrgeiz mancher Direktoren, die Frequenz ihrer Schule von Jahr zu Jahr mit allen Mitteln zu steigern und alle Klassen bis oben hinauf mit Schülerinnen vollzustopfen. Daß ein Lehrer mit einer Klasse, in der vierzig Wesen zusammengesperrt sitzen, nicht das erreichen kann, was mit einer kleinen Klasse möglich ist, leuchtet jedem ein. Dieser Massenunterricht steht auch in dem schärfsten Gegensatz zu dem eigentlichen Wesen und Begriff der höhern Mädchenschule; er ist hauptsächlich daran schuld, daß diese Schule ihr Ziel nicht erreicht. Der Frequenzkoller ist der größte Schaden an unsern höhern Mädchenschulen; solange der herrscht, wird die geistige Bildung unsrer Töchter immer „um Null herum“ bleiben. Hierin liegt auch der Hauptgrund der wachsenden Unzufriedenheit in Elternkreisen.

Noch eine andre Sache ist wichtig. Man sollte den höhern Mädchenschulen eine möglichst große Bewegungsfreiheit lassen: keine Uniformierung, keine Schablone, keine eng begrenzten Lehrpläne! Je verschiedenartiger die Bildung unsrer Mädchen und Frauen ist, desto besser. Es ist genug, daß den Knaben eine schablonenmäßige, durch ganz Deutschland fast gleichmäßig reglementierte Bildung zu teil wird. Mit solcher Bildungsuniform, die schon bei den Männern ebenso langweilig wie anspruchsvoll wirkt, sollte man wenigstens unsre Töchter verschonen. Es ist gar nicht nötig, daß alle deutschen Mädchen genau dasselbe auf der Schule „gehabt haben.“ Deshalb mag die eine höhere Mädchenschule ruhig mehr Wert auf die Sprachen, die andre mehr auf die Realien legen; das kann für die Gesamtheit nur von Vorteil sein.

schiednen Arten von Lehrern wegen ihrer Vorbildung für mehr oder weniger geeignet zu halten; es giebt gute und schlechte akademisch und seminarisch gebildete Lehrer, und ein Lehrer ist deshalb noch nicht brauchbarer als eine Lehrerin, weil er dem starken Geschlecht angehört. An dem richtigen Ort kann jedes Glied Tüchtiges leisten. Die oben erwähnte Verfügung aber ist es auch gewesen, die das friedliche Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Lehrer gestört und dadurch die Weiterentwicklung und die Zukunft der höhern Mädchenschulen schwer gefährdet hat, indem sie als novum in der preussischen Beamtenhierarchie bestimmte, daß die Stellen der Direktoren und der Oberlehrer an den öffentlichen höhern Mädchenschulen mit akademisch und mit seminarisch gebildeten Lehrern besetzt, ins Juristische übersezt, daß Amtsrichterstellen von studierten Juristen und von Gerichtsschreibern verwaltet werden können. Die Folge dieser merkwürdigen Bestimmung war, daß eine allgemeine Flucht der akademisch gebildeten Lehrer von der höhern Mädchenschule begann, und kein tüchtiger Akademiker sich dieser Schulgattung mehr zuwandte, wenn ihn nicht Nahrungsjorgen oder Heiratsabsichten dazu veranlaßten. Daß die akademisch gebildeten Direktoren und Lehrer an den höhern Mädchenschulen auch im Rang ihren Kollegen an den höhern Knabenschulen nicht gleichstehn, sei nur nebenbei erwähnt. Thatsächlich ist es heute auch für solche Städte, die die akademisch gebildeten Lehrer an den höhern Mädchenschulen genau so besolden wie die an den höhern Knabenschulen, kaum noch möglich, tüchtige Lehrkräfte für jene zu bekommen. Preussische Bewerber giebt es gar nicht, es erscheinen nur noch die letzten Reservisten aus den thüringischen Kleinstaaten. Es wird schon unter diesen Umständen nicht lange mehr dauern, bis der letzte Akademiker von der höhern Mädchenschule verschwindet. Diese Flucht aber wird, soweit sie wegen des Lebensalters der Akademiker überhaupt noch möglich ist, beschleunigt durch die geradezu traurigen Gehaltsverhältnisse, besonders im Osten der preussischen Monarchie. Es giebt dort Städte, in denen ein Volksschullehrer mehr Gehalt bezieht als der erste Oberlehrer an einer höhern Mädchenschule; alle Bittschriften und Erhebungen haben an diesem traurigen Zustand der Dinge nichts zu ändern vermocht; die Regierung erklärt, sie könne die Gemeinden nicht zwingen, für Lehrer an Schulen, die nicht der Erfüllung der Volksschulpflicht dienen, höhere Gehalte zu zahlen, und sie ist selbst nicht imstande 600 000 Mark jährlich auszuwerfen, um damit die akademisch gebildeten Lehrer an den höhern Mädchenschulen ihren Kollegen an den höhern Knabenschulen gleichzustellen; auch ganz kräftige Beschlüsse des Abgeordnetenhauses haben den Widerstand der Regierung nicht brechen können.

Endlich ist auch die äußere Stellung der höhern Mädchenschule in dem Schulorganismus noch unklar und zweifelhaft; nach langem Bemühen ist endlich eine Anzahl direkt unter die Provinzialschulkollegien gestellt worden, andre ressortieren von der Regierung, wieder andre stehn unter dem Kreisinspektor. Auch die Freude der unter die Provinzialschulkollegien gestellten höhern Mädchenschulen ist nicht rein; diese Behörden sind infolge der fast chinesischen Prüfungen mit Arbeiten überhäuft, haben auch unter ihren Mitgliedern kaum jemand, der das höhere Mädchenschulwesen aus eigener Erfahrung kennt, und so wird wohl vielfach nach Schema F verfügt, gerade nicht zur Freude der Mädchenschullehrer. Auf die einfachste Lösung der Schwierigkeit, nämlich die höhern Mädchenschulen mehrerer Provinzen unter einen tüchtigen, ältern, erfahrenen Schulmann zu stellen, scheint man nicht zu kommen. Alle diese Mängel der Zusammensetzung des Lehrkörpers, der ganzen Stellung der höhern Mädchenschulen und der Bezahlung besonders der akademisch gebildeten Lehrer tragen zu den schlechten Ergebnissen des Unterrichts bei. Wer eben nicht seine ganze Kraft und Zeit seinem Beruf widmen kann, wer Nebenerwerb suchen muß, wer unberechtigterweise zurückgesetzt wird, der verliert trotz alles Pflichtbewußtseins schließlich die Fähigkeit, etwas Tüchtiges im Unterricht und in der Erziehung zu leisten.

„Auf daß sie (die Lehrer) das (das Unterrichten) mit Freuden thun und nicht mit Seufzen,“ heißt es in der Bibel, und dafür sollen nicht bloß die Schüler, sondern auch die Patrone (Beschützer) der Lehrer sorgen. Schlechte Direktoren giebt es übrigens auch an höhern Knabenschulen, obgleich deren Stellung den Patronen und Eltern gegenüber viel freier und unabhängiger ist.

Ein dritter Grund für die mangelhaften Leistungen der höhern Mädchenschulen liegt endlich, wie der Verfasser des Artikels schon angedeutet hat, in der Stellung des Hauses zu der Arbeit der Schule und in der Beschäftigung der jungen Mädchen nach ihrem Abgang von der Schule. „Nur ein Mädchen,“ so heißt es schon bei der Geburt, und dieses elende Wort verfolgt das Mädchen bis zur Ehe, vielleicht sogar bis zum Grabe. „Es kommt ja nicht so darauf an,“ sagt man und hält das Kind vom Schulbesuch zurück, z. B. um mit ihm einen Ausflug zu machen. Die Klagen über die unbegründeten Besuche um Verlängerung der Ferien sind ständig in den Jahresberichten der höhern Mädchenschulen; schließlich glaubt auch die Schülerin, es komme nicht darauf an und läßt sich gehn, der Lehrer aber erlahmt endlich gegenüber all den Störungen des Unterrichts, und da am Schlusse des Schulbesuchs keine Prüfung dräut (übrigens ein großer Vorzug der höhern Mädchenschulen), so wird eben nicht gepaukt. Was thut ferner das Haus, um die auf der höhern Mädchenschule erworbenen Kenntnisse des Mädchens zu erhalten und zu erweitern? Vielen Eltern genügt es, sagen zu können: „Meine Tochter hat die höhere Mädchenschule besucht,“ und Spazierengehn, Besuche machen, Arbeitsständelei, Tanzen, wenn es hoch kommt, etwas Staubwischen, das sind die täglichen Beschäftigungen der höhern Tochter. Daß der Vater mit seinen Kindern ein gutes Buch liest oder die Tagesereignisse bespricht, kommt selten vor. Der Knabe, der nach der Erwerbung des einjährig-freiwilligen Zeugnisses die Schule verläßt und in einen praktischen Beruf eintritt, hat wenigstens für ein bestimmtes Fach Interesse und vertieft dadurch seine auf der Schule erworbenen Kenntnisse, oder er tritt einem Verein bei und lernt durch den Umgang mit andern. Alles, was Krieg und Soldaten heißt, interessiert ihn schon von selbst usw. Im übrigen möchte ich nach meiner Kenntnis der Dinge behaupten, daß, abgesehen von den eben erwähnten Ausnahmen, eine Prüfung von Knaben, die die Volksschule, die Realschule oder die Untersekunda einer Lateinschule zwei Jahre hinter sich haben, auch keine glänzenden Ergebnisse zeitigen wird. Es wird auch auf diesen Schulen mit Wasser gekocht, und wenn z. B. ein Volksschullehrer die Kinder in den Wald schickt, damit sie Beeren für ihn suchen, statt daß er sie unterrichtet, so wird er die verlorne Zeit wohl durch Einpauken ersetzen müssen, und dieses Wissen hat gar keinen Wert. Der Lehrplan des vielgerühmten Gymnasiums aber ist für solche, die es nicht durchlaufen (und das sind nach der Statistik drei Fünftel aller Besucher), ein pädagogisches Monstrum; auch mäßige Schülerinnen aus der höhern Mädchenschule übertreffen solche Schüler im mündlichen und schriftlichen deutschen Ausdruck; in Erdkunde und Geschichte mögen sich Schüler und Schülerinnen um die Siegespalme des Nichtwissens streiten.

Und nun noch ein Wort über das Mädchengymnasium. Ich glaube behaupten zu können, daß kein Leiter einer höhern Mädchenschule etwas von dem reinen Mädchengymnasium wissen will. Die eifrigen Streiterinnen für diese Anstalt werden nur dann Erfolg haben, wenn die höhere Mädchenschule in ihrem jetzigen unvollkommenen Zustand verharrt. Wer in dem Mädchengymnasium eine Gefahr für die Bildung und das Bildungsideal der deutschen Frau sieht, der muß sich bemühen, die höhere Mädchenschule so auszubauen und mit solchen Lehrkräften auszustatten, daß sie dem gesteigerten Bildungsbedürfnis der weiblichen Jugend genügen kann. Wenn man aber in Preußen dem jetzigen Zustand der Dinge gegen-

über noch ein paar Jahre lang mit verschränkten Armen stehn bleibt, dann wird aus der entwicklungsfähigen höhern Mädchenschule ein Trümmerfeld werden, aus dem nur schwer wieder ein wohlliches schönes Gebäude erstehn kann.

Goetheliteratur. Eine kleine Nachlese zum Goethejubiläum, bessere Sachen, die Aufmerksamkeit verdienen. „Goethe, eine Biographie in Bildnissen,“ ist ein Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Könnekes vortrefflichem Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur (Marburg, Elwert). Der Wert des Werkes liegt nicht bloß in den Abbildungen, sondern auch in den kurzen, inhaltreichen Notizen über alles Litterarische und Persönliche, was mit Goethe zusammenhängt. Ein unendlich mühsames Stück Arbeit, das gleichwohl nicht vollkommen sein kann, denn die Tücke des Objekts — wie „Auch einer“ sagt — bleibt niemals aus. Marianne von Willemer ist nicht am 17. September 1817 getraut, sondern am 27. 1814, also ehe sie die Sehnsuchtslieder dichtete. — Im Verlag von Seemann in Leipzig, der das bekannte Goetheverkl Heinemanns, ebenfalls schon in zweiter Auflage, herausgegeben hat, ist noch eine kürzere Darstellung erschienen: „Goethe“ von Georg Wittkowski (erster Band der „Dichter und Darsteller“) mit sehr guten Illustrationen. Wer einen knappen und vielsagenden Ausdruck liebt, wird der außerordentlichen Kunst des Verfassers gerecht werden. Man prüfe jeden Abschnitt innerhalb dieser 270 Seiten, alles ist ebenso kurz wie klar, und es macht Eindruck, es liest sich angenehm: Friederike, Lotte, Maxe Brentano, Lilli Schönemann, die Anfänge in Weimar und vieles andre, was so köstlich ist, erleben und genießen wir bei aller Kürze gemächlich und mit Stimmung. Meisterlich ist die Ökonomie der Übergänge, denen das weniger Wichtige beige packt wird. Was ist alles vor der Übersiedlung nach Weimar von Seite 101 an auf wenig Seiten gesagt, und wie gut ist es gesagt! Nur selten wird man zu einem Fragezeichen veranlaßt, z. B. bei der Schlussszene von Faust II; woher weiß der Verfasser, daß Goethe den Triumph des Todes im Camposanto von Pisa gesehen hat? Oder warum zögert er, Goethes Zeichnungen für dilettantisch zu erklären? Gottfried Keller sagt einzig richtig, sie hätten „nicht den mindesten Duktus“! Trotzdem konnte ja diese Beschäftigung für Goethe von dem höchsten Werte sein. Was kann es endlich heißen, daß der Humorist Swift „zwischen Stella und Vanessa haltlos hin- und herschwankte“? Der ganze Swift war haltlos, und im Grunde bestand darin ein großer Teil seiner Genialität. Gut sind bei Wittkowski auch die Charakteristiken der einzelnen Litteraturwerke. Da eine zweite Auflage sicherlich nicht lange auf sich warten lassen wird, so darf vielleicht der Wunsch laut werden, sie möchte einiger Redebäumen entkleidet erscheinen, die einem Buche über Goethe niemals zur Zierde gereichen. — „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion“ von Th. Vogel (Leipzig, Teubner) sind in zweiter Auflage erschienen, vermehrt durch ein sehr praktisch eingerichtetes Register. Ein feines, äußerst nützlich Buchlein. — Der frühverstorbene Sohn des Litterarhistorikers Wilmar hielt einst vor einem Kreise christlicher Freunde Vorträge, die gleich nach seinem Tode 1860 bei Elwert in Marburg mit einem Vorwort des Vaters erschienen: „Zum Verständnisse Goethes.“ Jetzt nach vierzig Jahren liegt die fünfte Auflage vor uns, gewiß ein Beweis, daß es sich um ein gutes Buch handelt, dem gegenüber der herablassend anerkennende Ton einiger Beurteiler ganz falsch angebracht ist. Es werden die lyrischen Gedichte und die ersten drei Akte von Faust I behandelt mit der tiefgehenden, gemütvollen Auffassung und in der anschaulichen Sprache, die der Litteraturgeschichte des Vaters ihren bleibenden Wert gegeben haben, und die jede weitere Empfehlung des kleinen Buchs überflüssig machen. U. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig